Dittmar May

Runter von der Birkenallee



Dittmar May

Runter von der Birkenallee

Meine Zeit als Häftling und Gefängnisarzt in Cottbus und Rummelsburg Aufgeschrieben von Stefan Kappner (www.biographie-service.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© BeBra Verlag GmbH
Asternplatz 3, 12203 Berlin
post@bebraverlag.de
2., überarbeitete Auflage
Lektorat: Katrin Endres, Berlin
Satz und Umschlag: typegerecht berlin
Schriften: Trade Gothic, Utopia
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-86124-720-3

www.bebraverlag.de

Inhalt

Vorwort	7
Teil I: Karriere im Osten?	
Den Zeitpunkt verpasst	13
Spielräume	19
Wie im Straflager	
Grenzen	
Auf der Birkenallee	52
Teil II: Fluchtpläne	
Westkontakt	65
Ausgeschlagene Chancen	75
Atempause mit Störungen	85
Im Kofferraum	98
Teil III: Strafgefangener May	
Nichts zu verbergen	107
Ein Zellennachbar	125
»Haben Sie sonst noch etwas zu erzählen?«	128
»Operative Maßnahme Helmut May«	
Mörtel und Marian	138

Schlussbericht	143
Vor dem Gericht	151
Cottbus hinter Mauern	160
Arbeit und Solidarität	166
Ein Angebot	181
Tall IV Coding and Street and Dalicates	
Teil IV: Gefängnisärzte und Patienten	
Haus 8	191
Die Krankheiten der Häftlinge	201
Fluchthelfer, Kriminelle und Privilegierte	208
Verzweiflungstaten, Sauerkraut und Pitralon	216
Gunther S., Ortlepp und die IGFM	223
OPK »Kontakt«	234
Schicksalsschläge	246
Bücher	252
Das Notizbuch	259
Gesicherte Position	264
Folteropfer, Wiederholungstäter und Spione	
Das letzte Silvester	275
Teil V: Freigekauft	
Auslieferungshaft	283
Sonderzug nach Pankow, Busfahrt nach Gießen	
Unsere Helfer im Westen	295
Eingewöhnung	305
Solidarität	313
Akten und Einsichten	
Anmerkungen	332
Der Autor	342

Vorwort

Im Jahr 1983 schloss ein Wärter einen Gefangenen zu mir ins Haftkrankenhaus der »Strafvollzugseinrichtung« Berlin-Rummelsburg. Es war ungefähr halb acht abends, ich hatte bereits einen vollen Arbeitstag hinter mir, morgens die allgemeine Sprechstunde, am Nachmittag die Zahnarztsprechstunde, für Notfälle stand ich ohnehin rund um die Uhr zur Verfügung. Denn ich arbeitete nicht freiwillig als Gefängnisarzt – ich saß selbst hinter Gittern.

Der Mann, der mir gebracht wurde, stöhnte vor Schmerzen. Ich setzte ihn auf den HNO-Stuhl, denn einen richtigen Zahnarztstuhl gab es nur auf der anderen Seite des weitläufigen, vielfach abgesperrten Geländes. Dann zog ich eine Spritze mit Anästhetikum auf, betäubte den Nerv und zog den Zahn, wobei der Wärter mir assistierte. Das war's. Hinterher bemerkte ich, dass der Routinefall für diesen »Offizier des Strafvollzugs« etwas Besonderes gewesen war. Wenn er mich danach irgendwo auf den Fluren antraf, meldete er fröhlich: »Heute Abend habe ich wieder einen, Doc!« Statt Menschen einzusperren und zu beaufsichtigen – eine in allen Ländern und Gesellschaften schlecht angesehene Arbeit –, hatte er einem Arzt zur Hand gehen dürfen!

Der Respekt, dem man Ärzten und Zahnärzten entgegenbringt, die Furcht der Patienten vor Krankheit und Schmerzen, die nur ein Arzt lindern kann, die Hoffnung auf Genesung und alles andere, was mit der Wirkung und Ausstrahlung des Arztberufs zusammenhängt – vieles davon spürte ich auch in meiner Zeit als Gefängnisarzt. Obwohl ich selbst inhaftiert war: ein nach DDR-Recht (oder dem, was sich im Osten als Recht ausgab) verurteilter »Republikflüchtiger«. Ich lernte viele Patienten kennen, eine Fülle von Einzelschicksalen, vom »einfachen« Strafgefangenen, der wegen Eigentums- oder Gewaltdelikten einsaß,

bis zum politischen Folteropfer. Als Gefängnisarzt erhielt ich Einblicke in Bereiche der DDR-Gesellschaft, die nach Meinung der Machthaber besser im Verborgenen bleiben sollten.

Dass ich in meinem selbst gewählten Beruf tätig sein konnte, trug dazu bei, die zwei Jahre von meiner Verhaftung bis zum Freikauf durch die Behörden der Bundesrepublik seelisch unbeschadet zu überstehen. Angesichts der Behandlung, der wir »Politischen« ausgesetzt waren, war dies alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Zu keinem Zeitpunkt wusste ich, wie lange ich noch festgehalten, ob ich überhaupt in den Westen entlassen werden würde. Andere waren in den SED-Staat zurückgeschickt worden, wo notorischer Ärztemangel herrschte. Was mich noch mehr belastete: Wie erging es meiner Frau, die mit mir verhaftet worden war, und unserem fünfjährigen Sohn Christian, den meine Eltern in ihre Obhut genommen hatten? Wann würde ich meine Familie endlich wiedersehen?

25 Jahre nach dem Mauerfall schlug mir Dr. Karsten Wagner überraschend vor, von meiner »Republikflucht« und den Erfahrungen im DDR-Strafvollzug ausführlich und in Buchform zu berichten. Ich war zunächst skeptisch. Was ich nicht wollte, war eine spektakulär aufbereitete Flucht- oder Leidensgeschichte – da hatten andere mehr »zu bieten«: Das DDR-Grenzregime hatte Hunderte Todesopfer gefordert, Tausende waren von den Grenztruppen oder der Staatssicherheit verhaftet worden, verhört, gefoltert – ganz abgesehen von den Millionen, die sich ebenso wenig wie diese und wie wir im DDR-Sozialismus zu Hause fühlten, sich aber entschieden, zu bleiben, und erst 1989 aufatmen konnten. Ich wollte nicht alleine von mir erzählen, für den es glimpflich ausgegangen war, vor allem dank der westlichen Bemühungen um den Freikauf von Häftlingen.

Andererseits kenne ich das Interesse sehr gut, das viele Betroffene der Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit entgegenbringen, gerade in Bezug auf ihre dunkelsten Kapitel. Wer als »Republikflüchtiger« oder politischer Gefangener in Stasi-Untersuchungshaft saß, und womöglich bis heute von traumatischen Erinnerungen geplagt wird, begrüßt jede Äußerung und jede Veröffentlichung, die an die wahren Verhältnisse im Osten erinnert. Umso mehr, als vielen Tätern und Mittätern, welche die Methoden planten und durchführten, unter denen wir zu

leiden hatten, nichts lieber wäre, als wenn ein Mantel des Vergessens über ihre Machenschaften gebreitet würde. Und über Stasi-Spitzel, die Opfer des Grenzregimes und die menschenunwürdigen Verhältnisse in den Gefängnissen und Zuchthäusern jenes angeblich so »fürsorglichen« Staates. Ehemalige DDR-Bürger in »ostalgischer« Stimmung machen es ihnen leicht.

Vergessen führt zur Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern und gegenüber jenen, die den Wert von Freiheit und Demokratie in Frage stellen. Ich möchte meinen Teil dazu beitragen, diesem Vergessen entgegenzuwirken und die Verhältnisse in der jüngsten deutschen Diktatur ins rechte Licht zu rücken – deshalb folgte ich schließlich Karsten Wagners wohlüberlegtem Vorschlag.

Ich gebe keinen isolierten Gefängnis-Bericht, sondern stelle ihn in den Zusammenhang meiner persönlichen (Flucht-)Geschichte, ohne die meine Sicht der Dinge für den Leser unverständlich bliebe. Was nach 30 und mehr Jahren aus meinem Gedächtnis verschwunden war, insbesondere im Hinblick auf die Chronologie der Ereignisse und gewisse Details im Gefängnisalltag, ergänzte ich, wo nötig, mit Hilfe meiner Stasi-Unterlagen und anderer Lektüre.

Die Leidensgeschichte meiner Frau im berüchtigten Frauengefängnis Hoheneck spare ich bewusst aus. Auch allzu Persönliches und Familiäres bleibt außen vor.

Dr. Karsten Wagner danke ich für sein Engagement und sein großes Interesse an diesem Buch und Dr. Stefan Kappner für die Zusammenfassung und das Ausformulieren der vielen Gespräche, aus denen es entstand.

In besonderem Maße gilt mein Dank unseren »Fluchthelfern«, Christian May und seiner Frau Renate, den Ehepaaren Zeißig und Kersting, meiner Tante Lisa May und allen, die sich von amtlicher oder ehrenamtlicher Seite für unseren Freikauf eingesetzt haben.

Ich danke allen Freunden und Weggefährten, von denen in diesem Buch die Rede ist. Ich hoffe, sie sind zufrieden mit meiner Darstellung der Dinge.

Niemals genug danken kann ich denen, die während unserer Haft am meisten zu leiden hatten. Das gilt für meinen Sohn Christian May, der zwei Kindheitsjahre ohne seine Eltern auskommen musste. Das gilt

für meinen Bruder Hans-Jürgen, der sich äußerst engagiert um ihn und ganz besonders auch um meinen kranken Vater kümmerte. Und das gilt auch für unsere Freunde Hans-Jochen und Sabine Jonscher, die das Risiko eingingen, als Mitwisser verurteilt zu werden, und sich in vielen kritischen Situationen bewundernswürdig couragiert und einfallsreich zeigten.

Diese andere Seite der Geschichte, das, was draußen passierte, ließ sich in diesem Buch leider nur ungenügend beleuchten. Für meine Eltern bedeutete es eine große Kraftanstrengung, mit unserem plötzlichen Verschwinden, der Ungewissheit und auch mit den praktischen Fragen zurechtzukommen, die die Betreuung unseres kleinen Jungen aufwarf. Für ihre Fürsorge gegenüber Christian möchte ich meiner Mutter Susanne May aus vollstem Herzen danken. Meine Schwiegereltern, Bewohner der Grenzgemeinde Osterode, mussten außerdem befürchten, als Eltern einer »Republikflüchtigen« aus dem Sperrgebiet ausgewiesen und damit ihrer Heimat und Lebensgrundlage beraubt zu werden.

Meinem inzwischen verstorbenen Vater Helmut May kostete diese Anstrengung die Gesundheit, mein Schwiegervater Rudolph Schade starb bereits während unserer Haft. Auch ihrem Gedenken sei dieses Buch gewidmet.

Und niemals genug danken kann ich, das muss am Ende stehen, meiner lieben Frau Monika May, die ursprünglich nicht in den Westen flüchten wollte, aber es mir zuliebe tat und die bitteren Konsequenzen trug, ohne mir daraus je einen Vorwurf zu machen.

Dr. Dittmar May Selm-Cappenberg, im August 2018

Nachtrag zur 2. Auflage

In den sechs Jahren seit Erscheinen der Erstauflage erhielt ich zahlreiche persönliche Nachrichten und Briefe, die inzwischen einen ganzen Ordner füllen. Von ehemaligen Weggefährten ebenso wie von Unbekannten, die mehr oder weniger zufällig auf das Buch stießen. Die Reaktionen waren unerwartet positiv. Das Buch wurde als gut lesbar und informativ bezeichnet, Mitgefangene und sogar einer der Wärter bestätigten meine Sicht der Dinge.

Historiker der Gedenkstätte in Berlin-Hohenschönhausen luden mich zu einem Zeitzeugeninterview ein. Zwei Tage lang erzählte ich vor der Kamera. Daraus entstanden fünf DVDs und ein vollständiges Transkript, die nun archiviert für die historische Forschung zur Verfügung stehen. Am zweiten Tag kam ich etwas früher, weil der junge Historiker die Zelle sehen wollte, in der ich den Mörtel zwischen den Glasbausteinen herausgekratzt hatte (wie im Kapitel »Mörtel und Marian« beschrieben). »Ach du je«, sagte der Angestellte, der uns aufschloss, »das ist doch die Abteilung, auf der die Genossen vom Politbüro gesessen haben!« Die einstigen Machthaber hatten sich darüber beschwert, dass sie hinter den Glasbausteinen sitzen mussten, die sie selbst einst angeordnet hatten. Daraufhin wurden sie durch richtige Fenster ersetzt. Eine Weisung des Innenministeriums der letzten DDR-Regierung!²

Regelmäßig kommen neue Begebenheit und Zusammenhänge ans Licht – nicht bloß historische Kuriositäten wie diese, auch echte Entdeckungen wie Erichs Mielkes »Beurteilungsblätter« sämtlicher Häftlinge, die im Chemnitzer Gefängnis auf ihre Ausreise warteten. Die Mitarbeiter der Gedenkstätte des Lern- und Gedenkortes Kaßberg-Gefängnis unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Steffi Lehmann haben sie der Öffentlichkeit bekannt gemacht.

Das Interesse an der Aufarbeitung der DDR-Geschichte ist nach wie vor groß, und ebenso die Notwendigkeit, über die tatsächlichen Lebensverhältnisse in jener un-demokratischen deutschen Republik aufzuklären. Dazu möchte ich mit dieser leicht bearbeiteten und ergänzten Neuauflage beitragen.

Teil I: Karriere im Osten?

Ein Buch ist eine Flaschenpost an die Zukunft. Wie kann ich mich denen gegenüber verständlich machen, die womöglich erst nach 1989 auf die Welt gekommen sind? Wie war das Leben in der DDR, vor dem so viele wegliefen, trotz der schweren Strafen für alle, die gefasst wurden? Was machte es für mich persönlich so unannehmbar, dass ich das Risiko einer Flucht auf mich nahm? Wie kann ich erklären, dass es gerade nicht, wie meine Vernehmer annahmen, die materiellen Verlockungen des vermeintlich »goldenen« Westens waren, die mich anzogen? Und dass es nicht allein die Repressalien waren, denen man als Nicht-Genosse ausgesetzt war, oder ein grundsätzlicher Überdruss an der Ideologie und dem Gehabe der SED- und Stasi-Vertreter, mit denen ich zu tun hatte (obwohl dieser Überdruss durchaus eine Rolle spielte)?

Was mich antrieb, war vor allem die Aussicht auf die Zukunft, die mich in der DDR scheinbar unweigerlich erwartet hätte, mich und meine Familie. Die Aussicht auf ein allenfalls bequemes, aber mehr oder weniger fremdbestimmtes Leben. Das Gefühl, keine Wahlmöglichkeiten mehr zu besitzen in einem verknöcherten Staat, der im Griff von Partei und Staatspolizei vollends zu erstarren drohte. Um dieses Lebensgefühl verständlich zu machen, setze ich mit meinem Bericht früh an, lange bevor unsere Flucht konkret wurde.

Den Zeitpunkt verpasst

Meine Lebenseinstellung passte nicht zur DDR. Das war von Anfang an so. Ich war das Kind von Eltern, denen die Staatsideologie fremd war, die sich in ihrer sächsischen Heimat breitgemacht hatte.

Mein Vater Helmut May hatte als frei niedergelassener Zahnarzt zunächst im Erzgebirgsdorf Grünhainichen praktiziert, etwa 50 Kilometer südlich von Mittweida. Dort war ich 1949 zur Welt gekommen, gerade im Gründungsjahr der »Deutschen Demokratischen Republik«. In der Gemeinde Eppendorf, nicht weit entfernt von Grünhainichen, wollten meine Eltern sich später dauerhaft niederlassen. 1952 kamen wir dorthin und lebten in einem für damalige Verhältnisse beinahe herrschaftlichen Anwesen, einem ansehnlichen Wohnhaus mit Pferdestall, Nebengebäude, Garage und Garten, dessen erste Etage wir bewohnten. Im Erdgeschoss waren die Praxen meines Vaters und die eines Kollegen, eines Allgemeinmediziners, untergebracht. Das zahnärztliche Labor befand sich im zweiten Stock. Zusammen mit dem örtlichen Apotheker bildeten mein Vater und der Hausarzt so etwas wie den inoffiziellen medizinischen Stammtisch des Dorfes: Einmal in der Woche trafen sie sich in der Wirtschaft, wobei es ihnen lieber war, unter sich zu bleiben. Vielleicht leistete ihnen noch der eine oder andere Angestellte der örtlichen Schuhfabrik oder der Trikotagenfabrik Gesellschaft, doch von den Genossen der Gemeindevertretung saß niemand am Tisch. Auch zum Bürgermeister hielt man Distanz, der meinen Vater mehrfach erfolglos aufforderte, doch im Rat der Gemeinde mitzuarbeiten. Sich mit den Kommunisten gemeinzumachen – das kam für ihn aber nicht in Frage. Sein Vater, mein Großvater Bruno May, hatte sich gemeinsam mit seiner Frau vom einfachen Arbeiter zum Eigentümer einer kleinen Zigarrenmanufaktur emporgearbeitet. (Es existiert ein Dankesschreiben des Reichspräsidenten Hindenburg, der seine Zigarren wohl gerne geraucht hatte.) Und wenn diese Manufaktur inzwischen auch längst geschlossen war, als Zahnarzt fühlte sich mein Vater nicht repräsentiert von einem Staat, der in erster Linie für Arbeiter und Bauern gemacht zu sein behauptete. Die Ärzteschaft vertrat traditionell freiheitliche Positionen und hegte großes Misstrauen gegenüber der von der SED-Gesundheitspolitik betriebenen Verstaatlichung in Polikliniken und Ambulatorien. Viele niedergelassene Ärzte fürchteten um ihre Praxen. In seinem Aufsatz »Von Deutschland nach Deutschland. Zur ›Republikflucht‹ der Mediziner von 1949-1961« schreibt der Historiker Bernhard Meyer:

»Die divergierenden Auffassungen von SED und einem Großteil der Mediziner über das Angestelltenverhältnis oder die Tätigkeit als Freiberufler mit ausgeprägtem Besitz- und Anspruchsverständnis konnten grundsätzlich in keiner Phase der DDR zufriedenstellend geklärt werden. Daraus resultierte fortwährendes gegenseitiges Mißtrauen und Unsicherheit über die Verlässlichkeit auf beiden Seiten.«³

Weil Ärzte nicht leicht zu ersetzen waren, befanden sie sich in einer vergleichsweise starken Position. Obwohl die Partei im Grundsatz an der Verstaatlichung des Gesundheitswesens festhielt, waren die Verantwortlichen oft zu Zugeständnissen bereit. Mancherorts wurden die Ärzte geradezu umworben, zum Beispiel mit der Einrichtung von »Intelligenzclubs«, einer speziellen »Intelligenzrente« für Ärzte, Ingenieure und Techniker oder mittels mehr oder weniger vertraulicher Zusatzvereinbarungen zu den üblichen Arbeitsverträgen – aber nicht in Eppendorf.

Weniger Widerstand als die Ärzteschaft konnten die Bauern leisten, die zu jener Zeit zwangskollektiviert wurden. Links und rechts der Hauptstraße lagen große Gehöfte. Zu einigen ihrer Besitzer pflegten meine Eltern gute Beziehungen. Doch plötzlich gab es viele Bauern nicht mehr, bei denen ich im Auftrag meiner Mutter frische Schlachtwurst, Butter und das große runde Bauernbrot besorgt hatte. Einige gingen in den Westen, von anderen hieß es, sie hätten sich in ihrer Scheune aufgehängt – das halbe Dorf war in Aufruhr. SED-Funktionäre zwangen die Bauern, mit ihrem Eigentum der LPG beizutreten. Manche ließen sich überzeugen, weil man ihnen im neuen, größeren Betrieb gute Posten versprach. Doch letztlich hatten sie keine Wahl. Im Ort herrschte eine verzweifelte Stimmung, die auch mich als Kind bedrückte.

Ich erinnere mich daran, wie mir mein Vater das Grundstück zeigte, das er als Bauland für ein eigenes Haus erwerben wollte. Er hatte es sorgfältig ausgewählt, es lag an einem schönen Hang am Rande Eppendorfs, das von Wald und hügeligem Ackerland umgeben war. Doch der Rat der Gemeinde erteilte ihm keine Baugenehmigung – offensichtlich aus politischen Gründen. Nach einigem Hin und Her entschlossen sich meine Eltern schweren Herzens dazu, das Vorhaben aufzugeben und stattdessen das großzügige Haus zu kaufen, in dem wir bis dahin zur Miete gewohnt hatten. Kaum war die Tinte unter dem Kaufvertrag trocken, schickte uns die Gemeinde die nun nutzlos gewordene Genehmigung des alten Bauantrags. Diese hämische Geste erfüllte ihren

Zweck: Sie ärgerte meinen Vater maßlos. Es war leider nicht die einzige derartige Machtdemonstration, die meine Eltern im schönen Erzgebirge hinzunehmen hatten.

In dieser Zeit, Ende der Fünfzigerjahre, schnappte ich zu Hause Gespräche auf, in denen viel vom Westen die Rede war. Weil es im kleinen Eppendorf keine Erweiterte Oberschule (EOS) gab, kam mein Bruder Hans-Jürgen – sechseinhalb Jahre älter als ich – ab der neunten Klasse in die EOS nach Zschopau, und wohnte im dazugehörigen Internat, etwa 20 Kilometer von uns entfernt. Nur an den Wochenenden kam er nach Hause. 1961 würde er sein Abitur ablegen – und dann wollte er abhauen! Dem Osten den Rücken kehren, so wie unser Cousin Christian May, der Sohn von Vaters Bruder Erich, der erst vor kurzem sein Zahnmedizinstudium beendet hatte und direkt danach mit seiner Frau Renate nach Berlin und über die Grenze gefahren war. Von West-Berlin aus kamen sie ins Ruhrgebiet. Hans-Jürgen wollte früher los und keinen »freiwilligen« Wehrdienst in der NVA leisten, der für eine Zulassung zum Studium unerlässlich war. Eigentlich hätte ich nichts von seinen Plänen erfahren sollen. Doch ich kannte natürlich seine Einstellung und die meiner Eltern - und fragte mich insgeheim, ob nicht noch andere Pläne geschmiedet wurden? Würden wir vielleicht alle gehen? Gab es dafür Anzeichen? Wenn ich fragte, bekam ich keine klaren Antworten. Umso genauer beobachtete ich, was vor sich ging.

Dass wir gegen den sozialistischen Staat eingestellt waren, war selbstverständlich. Die Oppositionshaltung meines Vaters und die Geschehnisse im Zusammenhang mit der Zwangskollektivierung prägten schon früh mein Denken. Als etwa ein Mitschüler wegen schlechter Mathematiknoten Nachhilfeunterricht erhalten sollte, wurde ich hellhörig. Er ging mit mir zur Christenlehre, dem von der evangelischen Gemeinde organisierten Religionsunterricht. Die Mathematik-Nachhilfe sollte nun aber zur gleichen Zeit stattfinden, und ich glaubte nicht an einen Zufall. »Die Pfeife will dich von der Christenlehre abhalten«, sagte ich zu meinem Klassenkameraden in der vierten oder fünften Klasse, »Du kommst aber trotzdem mit. Die Nachhilfe gebe *ich* dir.« So vereinbarten wir es. Und mein Klassenkamerad schaffte sein Mathematik-Pensum. Nicht, dass wir als überzeugte Christen handelten – in der Familie gingen wir zu Weihnachten in die Kirche, sonst kaum einmal. Es ging ums

Prinzip, darum, dem Staat (in Gestalt der SED-Lehrer) die Grenzen aufzuzeigen. Auch wenn das bei einem etwa zehnjährigen Schüler etwas übertrieben klingen mag. Doch Kinder dieses Alters besitzen oft einen erstaunlichen Sinn für Gerechtigkeit und Konsequenz.

Aufmerksam hörte ich zu, wenn sich Hans-Jürgen und meine Eltern unterhielten. Ich wusste, dass sie mir nicht ehrlich sagen würden, wann es losgehen sollte – und achtete auf Zeichen.

Ich wartete vergeblich. Zwar dachte mein Vater daran, irgendwann in den Westen zu gehen, doch schmiedeten meine Eltern keine konkreten Fluchtpläne. Was sie davon abhielt, war in erster Linie – neben der Kraft, die es kosten würde, ihre bereits etablierte Existenz zu verlassen und anderswo von vorne zu beginnen – die Haltung meines Großvaters mütterlicherseits. Albert Heber, der Vater meiner Mutter, war Prokurist in einer großen Chemnitzer Maschinenbaufirma gewesen und nach dem Krieg aufgrund einer Denunziation von den Sowjets abgeurteilt und auf dem Gelände des ehemaligen KZ Sachsenhausen interniert worden. Was er sich während des Krieges womöglich zu Schulden hatte kommen lassen, darüber wurde in der Familie nicht gesprochen. Im sogenannten »Speziallager Sachsenhausen« hielt man ihn fest, und nach der Schließung dieses Lagers zwei weitere Jahre im Torgauer Gefängnis, bis er 1953 endlich, stark gealtert und gesundheitlich angeschlagen, nach Hause, das heißt zu meiner Oma Helene in Rödlitz, zurückkehren durfte. Als ich ihn dort zum ersten Mal sah, nach sieben Jahren Haft, ängstigte ich mich und lief aus dem Zimmer, so furchtbar sah er aus. Ich war erst vier Jahre alt gewesen, und dennoch erinnere ich mich an diese Episode. Eingefallen und bleich hatte er auf dem Sofa gesessen. »Die Russen« waren es, hörte ich, die ihn so zugerichtet hätten. Auch das merkte ich mir. Wenn ich ihn in späteren Jahren nach seinen Erlebnissen fragte, weinte er nur und konnte nicht antworten. Dabei war er keinesfalls zart besaitet.

Obwohl mein Großvater also allen Grund gehabt hätte, die junge DDR möglichst bald zu verlassen, sträubte er sich dagegen. Vermutlich hatte er Angst – wer weiß, was ihm widerfahren und was ihm bei seinen Verhören gesagt worden war. Nicht wenige in seiner Lage reagierten ähnlich und blieben brav im Osten. Auch wurde er schnell wieder Prokurist in einem privaten Bauunternehmen. Jedenfalls war er nicht dazu

zu bewegen, den Weg Richtung Westen anzutreten. Und meine Mutter Susanne, das einzige Kind ihrer Eltern, wollte ihn und Oma Helene nicht im Stich lassen. So kam es, dass wir auch im Sommer 1961 noch in Eppendorf wohnten, wo mein Vater sich mit den örtlichen Kommunisten herumschlagen musste.

In diesem Sommer, dem traurigsten Sommer der deutschen Nachkriegsgeschichte, legte mein Bruder Hans-Jürgen also die Abiturprüfungen ab, und fuhr gemeinsam mit einem Freund nach Szeged an der Theis, wo sie zwei ungarische Brieffreundinnen besuchten. Während sie sich dort vom Internatsleben erholten und planten, wie sie über die Berliner Grenze in den Westen ausreisen wollten, berichteten die ungarischen Nachrichten sozialistisch verklausuliert von wichtigen Veränderungen in der DDR. In der Nachbarschaft hörten sie von Stacheldrahtzäunen und großen Aufgeboten der Volkspolizei und Nationalen Volksarmee in der »Hauptstadt der DDR«. Gerüchte hatte es schon länger gegeben, deshalb ahnten mein Bruder und sein Freund sofort, was vor sich ging: West-Berlin wurde abgeriegelt, die Einzäunung des Ostens vervollständigt und bewehrt, die Bevölkerung eingesperrt. Geschockt fuhren Hans-Jürgen und sein Freund zurück nach Hause. Abhauen? Das war jetzt zu gefährlich geworden. Schweren Herzens trugen sie ihre West-Pläne zu Grabe. Auf eine sofortige Flucht (mit dem ungarischen Urlaubsgepäck direkt nach Westdeutschland, ohne sich von unseren Eltern verabschieden zu können), war Hans-Jürgen nicht vorbereitet gewesen.

Der Bau der Berliner Mauer und die Einrichtung der martialischen Grenzanlagen zum Westen war der wichtigste historische Einschnitt für unsere Familie und für ganz Ostdeutschland seit Kriegsende. Die »Abstimmung mit den Füßen« hatte Dimensionen erreicht, welche die Stabilität des offensichtlich unattraktiveren Landesteils und damit die Macht des Ulbricht-Regimes gefährdete, vor allem die Abwanderungen von Fachleuten, von Ingenieuren – und von Ärzten.

»Von 1958 bis 1961 war der Aderlass für das Gesundheitswesen der DDR und die Bevölkerung am größten. Eingeleitet wurde diese Phase durch das Passgesetz vom September 1957, mit dem die Mediziner ihre letzten Hoffnungen auf eine baldige Wiedervereinigung endgültig ad acta legten.«⁴

Ärzte wurden aber dringend gebraucht, wenn man die Gesundheitsversorgung der Bevölkerung und damit indirekt auch ihre Zufriedenheit verbessern wollte – und das Ansehen des Staates, der sich als sozial, egalitär und fürsorglich darstellte. Was war der Sozialismus wert, wenn er den versprochenen Fortschritt nicht einmal in seine Krankenzimmer bringen konnte? Kaum verwunderlich, dass SED-Gesundheitspolitiker und Ärzte, die sich mit den Zielen des staatlichen Gesundheitswesens identifizierten, sogar eine Unterstützungserklärung unterschrieben, die am 20. August im *Neuen Deutschland* erschien.⁵ Darin wird der Mauerbau geradezu als Akt der Fürsorge gegenüber denen dargestellt, die bleiben möchten, und die eben Ärzte brauchten, ein paternalistischer »Schutzwall« gegen den Zusammenbruch der medizinischen Versorgung. Eine solche Art von Idealismus (wenn es sich nicht bloß um Opportunismus handelte), die aus Fürsorge den Wert der individuellen Freiheit hintanstellt, passt eben sehr gut zu einer Diktatur.

Ich selbst war an diesem Sonntag, dem 13. August 1961, elf Jahre alt. Ich hatte alleine in unserem Kinderzimmer geschlafen – Hans-Jürgen war ja in Ungarn –, und lag noch im Bett, als mein Vater hereinkam und erzählte, was geschehen war. Konsterniert blickte er aus dem Fenster. Der Neuanfang im Westen war für ihn stets nur eine Frage des richtigen Zeitpunkts gewesen. Nun war dieser Zeitpunkt verpasst, das begriff ich sofort, traurig und enttäuscht.

Spielräume

Um zumindest der Willkür der Eppendorfer SED-Genossen zu entgehen, beschlossen meine Eltern 1962, nach zehn Jahren, von dort nach Mittweida zu ziehen, das nördlich von Chemnitz liegt (Chemnitz war 1953 in »Karl-Marx-Stadt« umgetauft worden, doch ein Großteil der Bevölkerung blieb wie wir bei der alten Bezeichnung). Zunächst hatte mein Vater damit geliebäugelt, eine Chefarztstelle in einer Betriebs-Poliklinik in Wittenberg-Piesteritz anzunehmen, wo ein großes Chemiekombinat angesiedelt war. Doch er zog die freie Tätigkeit in Mittweida vor.

Anfang der Sechzigerjahre beherbergte die Kleinstadt Mittweida ungefähr 20.000 Einwohner⁶ – mir als Zwölfjährigem kam sie riesig vor, wie

auch die Fichteschule, ein stattlicher Backsteinbau aus Kaisers Zeiten, randvoll mit Kindern, die teilweise durchaus raubeiniger auftraten, als ich es vom Land gewohnt war. Ich bemühte mich jedenfalls, rasch meinen als »provinziell« angesehenen Erzgebirgsdialekt abzulegen.

Wir zogen in die Lutherstraße 3 am Rande der Innenstadt, das zweite in einer geschlossenen Reihe dreistöckiger Gründerzeitgebäude mit Erkern und Zwerchgiebeln. Die Verantwortlichen der Stadt Mittweida waren mit der Aussicht zufrieden, dass sich ein neuer Zahnarzt ansiedelte, und stellten meinem Vater dort eine Praxis und eine Wohnung zur Verfügung. Weil das große Eppendorfer Haus für ihn zuletzt jedoch eine Belastung dargestellt hatte – wir verkauften es –, schlug er von sich aus vor, nur die Wohnung zu nehmen und zwei Zimmer darin zu Praxisräumen umzugestalten, einem Wartezimmer und einem Sprechzimmer. Das Labor für die zahntechnischen Arbeiten wollte er sich in einem Dachzimmer einrichten. »Wenn es Ihnen zu eng wird«, hieß es, »können Sie die Praxis auch später noch auslagern.«

Es wurde zu eng, und viel zu unruhig. Während der Sprechzeiten liefen die Patienten über den Korridor zum Warte- oder Sprechzimmer und zurück, wobei der Praxiskorridor nur durch einen schweren Vorhang von unserem getrennt war. So hatten wir von morgens um acht Uhr bis abends um sechs Patienten in der Wohnung. Das Wartezimmer war immer vollbesetzt, ständig war Lärm. So kam es, dass mein Vater seine Entscheidung bitter bereute. Denn »später«, wie man ihm versprochen hatte, konnte die Stadtverwaltung ihm »leider« keine zusätzlichen Räume mehr anbieten: »Wir bedauern das sehr, aber Sie kennen die Situation.« Man hatte ja nun einen Zahnarzt mehr in Mittweida.

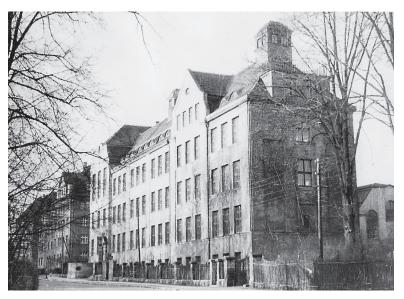
Am Ende der achten Klasse hatte ich Anlass, mich zu freuen: Ich war auf der Erweiterten Oberschule (EOS) »Erich Weinert«⁷ (vormals Adolf-Hitler-Schule, unter dem Putz ließ sich noch der alte Schriftzug erkennen) zugelassen worden, obwohl ich nicht zu den Arbeiterkindern gehörte, die die Sozialistische Einheitspartei bevorzugte. Auf dem Weg in die »klassenlose Gesellschaft« waren wir ja in »Klassen« eingeteilt, deren Begründung sich gelegentlich auch für die Vertreter des Staates als knifflig erwies. Ich erinnere mich daran, wie ich einige Jahre später, während meiner Armeezeit, in einer »roten Stunde« den Politoffizier fragte, zu welcher Gruppe seine Kinder zählen würden: »Sie sind ja Offizier, also

weder Arbeiter noch Bauer. Was ist also Ihr Sohn oder Ihre Tochter?« Der Schulungsleiter stutzte, in den Reihen wurde gefeixt. Diese Frage schien ihm noch nicht untergekommen zu sein. Nach einer kurzen Bedenkzeit verkündete er: »Offiziere gehören zur Arbeiterklasse!«

Bei meiner Zulassung zur EOS spielte meine Klassenzugehörigkeit nun aber keine Rolle. Vielleicht lag es daran, dass die Stadt gut überschaubar war, man kannte sich und achtete auf eine Chancenverteilung, die man den Bürgern vermitteln konnte. »Wenn wir den gehen lassen, weil er der Sohn eines Fabrikarbeiters ist, dann sollten wir den jungen May auch gehen lassen. Der hat den gleichen Notendurchschnitt« – so stelle ich mir die Überlegungen eines der wohlwollenden Entscheidungsträger vor, von denen es in Mittweida anscheinend etliche gegeben hatte. Die Atmosphäre in Stadt und Schule erscheint mir jedenfalls im Rückblick als verhältnismäßig liberal und pragmatisch. Vielleicht lag es auch an der traditionsreichen Ingenieurschule, von alters her »Technikum« genannt, die eine gewisse Bildungsfreundlichkeit der Bürgerschaft mit sich brachte – oder es war schlicht Zufall, dass die Spielräume in unserer Gegend Sachsens größer waren als anderswo im Osten.

Ich hatte es also besser als mein Bruder, der ins Internat gemusst hatte. Ich konnte zu Fuß in weniger als zehn Minuten von der Lutherstraße über die Lessingstraße und an der Parkanlage »Am Schwanenteich« entlang zur EOS gehen, deren Gebäude ebenfalls aus der Gründerzeit stammte und mit seinem Portal und Treppenhaus ganz den Vorstellungen von einem deutschen Gymnasium entsprach – auch wenn von Sekundanern und Primanern keine Rede mehr war. Die unteren Klassen hatten dem neuen sozialistischen Schulmodell weichen müssen. Lediglich aus acht Klassen bestand die Weinert-EOS, zwei in jedem der vier Jahrgänge. Einschließlich unseres Rektors wurden wir von zwölf Lehrern unterrichtet, so dass sich binnen Kurzem alle kannten.

Hans-Jürgen hatte auch deshalb Pech, weil gerade während seines zweijährigen »freiwilligen« NVA-Dienstes die Wehrpflicht eingeführt wurde. Zunächst schien das zwar einen Vorteil zu bringen, denn man entließ ihn bereits nach 15 Monaten zum Studium – die Universität in Leipzig verwehrte ihm jedoch die Immatrikulation: »Sie sind erst für ein späteres Semester vorgesehen«, hieß es, »wenn Sie hier studieren wol-



Die Erweiterte Oberschule »Erich Weinert« in Mittweida, eigene Aufnahme 1967.

len, erwarten wir, dass Sie in der Zwischenzeit noch einen Facharbeiterbrief erwerben.«

»Welchen denn?«

»In einer naturwissenschaftlichen Richtung.«

War es Zufall, dass die Bedingungen gerade dann verschärft wurden, als die jungen Leute dem Arbeiter- und Bauernstaat nur noch schwer entkommen konnten? Die Forderung der Uni nach einem Facharbeiterbrief war jedenfalls reine Schikane, deren Grund vermutlich im falschen Timing lag, vielleicht aber auch darin, dass er kein »Arbeiter- und Bauernkind« war. Fachlich war die Ausbildung jedenfalls wertlos für ihn.

Hans-Jürgen rang sich dazu durch, in Leuna Chemiefacharbeiter zu werden – zwar schrecklich wegen der Arbeitsbedingungen und des Schmutzes am vielgehassten Chemiestandort, doch immerhin verdiente er dort gutes Geld. Zwei Jahre lang lebte er in Leuna. Erst danach, vom Jahr 1966 an, durfte er in Leipzig studieren.

Als ich sechs Jahre nach Hans-Jürgen auf die EOS kam, war die berufliche Ausbildung in die Oberschulzeit verlegt worden. Das bedeute-

te, dass ich mich unter einer Reihe von Ausbildungsberufen, den die hiesigen Betriebe anboten, einen mehr oder weniger passenden aussuchen konnte. Zunächst hatte ich vor, Papiermacher zu werden. Diese Ausbildung galt als eine Voraussetzung für das Fotografiestudium, von dem ich träumte, und in Mittweida gab es sogar eine Papierfabrik. Doch weil ich mit diesem Wunsch alleine war, kam keine Berufsschulklasse zustande. Populärer waren die Maurer, Werkzeugmacher, Elektriker. Rinderzüchter und so weiter. Ich entschied mich schließlich für Maschinenbau. Zusammen mit meinen Mitschülern verbrachte ich alle vierzehn Tage montags in der Berufsschule, dienstags und mittwochs (und in den Ferien ganze Wochen) in der Werkstatt des VEB Roscher & Eichler, einem Hersteller für Fräsmaschinen, die vor allem ins westliche Ausland geliefert wurden. So ging es vier Jahre lang, während meiner gesamten EOS-Zeit. Spaß machte mir das genauso wenig wie meinen Schulkameraden – der fragwürdigen Pädagogik der Berufsschullehrer ausgesetzt zu sein und sich früh um sechs Uhr in die schmutzige Werkstatt zu schleppen, das war wirklich kein Vergnügen.

Zum ersten Mal am Park entlang zur EOS ging ich Anfang September 1964. Die meisten meiner Mitschüler kannte ich noch nicht. Wir wurden nach Berufsgruppen zusammengestellt, so dass unsere Klasse aus sechs Mädchen und 24 Jungs bestand, in der Parallelklasse war es umgekehrt. Erst auf unserem zweiten Klassenausflug, den wir zusammen mit der »Mädchenklasse« des Jahrgangs unternahmen, lernten wir uns besser kennen. Beim reichlich lustlosen Dahinwandern durchs Erzgebirge fand sich eine Gruppe von Jungs, ich mittendrin, der jede Menge Blödsinn einfiel. Wir intonierten unflätige Lieder und wichen, als uns der Lehrer der Parallelklasse die Fäkalsprache verbot, auf die Vokabel »Dung« aus, die sich in spielerischer Lautverschiebung zu »Dong« wandelte. Und schon bald gehörte ich zu einem festen und verschworenen Freundeskreis, der sich dann 1965, drei Jahre vorm Abitur, als »Dong-Club« mit damals sechs Mitgliedern in quasi-offizieller Form konstituierte.

Dieser »Club« besteht bis heute – über 50 Jahre nach seiner Gründung! Wir treffen uns regelmäßig und wundern uns noch immer, welche Freiheiten wir uns auf der EOS herausnahmen – und dass die meisten unserer Schelmenstücke ungestraft blieben.

Einer von uns, Wolfgang Reimer, Spitzname »Reimus«, war der Sohn des Generaldirektors des VEB Bau- und Montagekombinats Süd, das in Chemnitz (offiziell »Karl-Marx-Stadt«) angesiedelt war. Als Generaldirektor wurde er abends in seiner eindrucksvollen russischen Wolga-Limousine nach Hause chauffiert. Hardys Vater arbeitete als Dozent im Technikum, der nächste war ein normaler Arbeiter, einer – der Vater von Joachim, den wir »Ami« nannten – war Bauer bei der LPG. Auch er hatte die Zwangskollektivierung erlebt und war entsprechend gegen die Kommunisten eingestellt. Die Elternhäuser waren bunt durcheinander gemischt, die meisten eher wohlhabend, aber ohne politischen Einfluss. Doch wir schienen eine Art Schutzengel zu besitzen, wohl eine besonders tatkräftige Mittweida-Ausgabe der in meinem Geburtsort Grünhainichen von Wendt & Kühn gefertigten Erzgebirgsengel.

Reimus lebte mit seiner Familie in einem hübschen Einfamilienhäuschen. Als ich einmal mit ihm durch den Wald streifte, entdeckten wir einen jungen Bussard, der aus dem Nest gefallen war und nun hilflos und flugunfähig am Boden lag. Wir nahmen ihn mit, brachten ihn im Kaninchenstall der Familie unter und päppelten ihn auf. Um etwas zum Fressen für ihn zu haben, schoss Reimus jeden Tag einige Spatzen mit seinem Luftgewehr. Als ihn sein Nachbar anzeigte – wegen der Gewehrschüsse, nicht aus Mitleid mit den Spatzen –, kam ein Polizeibeamter zu ihm nach Hause und beschlagnahmte das Gewehr. Das sah Reimus nicht ein! Mit dem Bussard unterm Arm lief er zum Marktplatz, wo es eine Dienststelle gab, zeigte das Tier einem Polizisten und erklärte ihm, dass der kleine Bussard ohne Spatzen eingehen würde, Mäuse könne er nicht fangen und wüsste nicht, wie er ihn sonst ernähren solle – woraufhin man ihm das Gewehr zu seiner eigenen Überraschung wiedergab. Fortan durfte er ganz offiziell nach Spatzen schießen.

Den Vogel, der sich allmählich erholte, tauften wir auf den Namen »Kennedy« – zu Ehren des wenige Monate zuvor ermordeten amerikanischen Präsidenten. Schließlich hüpfte Kennedy herum und schlug mit den Flügeln, bis er kleinere und später größere Strecken in der Luft zurücklegen konnte. Bevor er endgültig fortfliegen sollte, saß er gerne auf einem Baum auf dem Nachbargrundstück, von wo aus wir ihn riefen: »Kennedy! Kennedy!« hörte man laut in den Gärten. Eine »Provokation«, die gut und gerne zu einem Verhör hätte führen können – seit

der Kuba-Krise wurde der charismatische amerikanische Präsident von den Kommunisten gehasst. Aber nach seinem ersten Misserfolg sah der Nachbar wohl von einer erneuten Anzeige ab. (Einen Denkzettel bekam er trotzdem: Vorm nächsten Weihnachtsfest fällte Reimus seine Tanne im Vorgarten.)

In meiner Oberschulzeit besaß ich eine Spiegelreflexkamera der Marke Praktica – eine der besten, die im Osten gebaut wurde – und eine eigene Laborausrüstung, mit der ich Fotografien entwickeln konnte. Bei Klassenfahrten und Schulveranstaltungen machte ich Aufnahmen und verkaufte die Fotos an Klassenkameraden. Von dem, was ich für die Bilder bekam, konnte ich meine Ausrüstung vervollständigen und mir nach und nach ein kleines Fotostudio einrichten, das auch für Porträtaufnahmen taugte. Mit einer Plattenkamera fertigte ich Doppelaufnahmen an, *en profil* und *en face* auf einer Platte – Kunststücke, die mich von einer Fotografenausbildung träumen ließen oder noch besser: von einem Studium für Kameraleute. Darum wäre mir auch eine Papiermacherlehre lieb gewesen.

Ich besaß auch eine Repro-Einrichtung, mit der ich Bilder aus Zeitschriften oder von Autogrammkarten abfotografieren und vervielfältigen konnte. Ausgesprochen beliebte Motive waren die Beatles oder die Rolling Stones aus der Bravo. Für diese Fotos lagen mir sogar Bestellungen vor. Meine Zwischenabnehmer bezahlten mir ungefähr 30 Pfennige pro Bild, das sie vielleicht für 50 Pfennig weiterverkauften. Ein nach Schülermaßstab ungemein einträgliches Geschäft. Damit einher ging natürlich das Risiko, erwischt zu werden. Denn nicht allein, dass es sich bei der Bravo um eine verbotene westdeutsche Zeitschrift handelte, die illegal besorgt werden musste (hier wurde der Lebensstil des »Klassenfeindes« propagiert!), auch die Idole, die ich reproduzierte, galten als Repräsentanten einer »antisozialistischen Geisteshaltung«. Auf dem XI. Plenum des Zentralkomitees der SED im Dezember 1965 – kurz vor meinem 15. Geburtstag – hatte sich der Erste Sekretär des ZK der SED Walter Ulbricht, nun schon seit 1950 der mächtigste Mann der DDR, zu diesem berühmten Satz verstiegen: »Ist es denn wirklich so, dass wir jeden Dreck, der vom Westen kommt, nu kopieren müssen? Ich denke, Genossen, mit der Monotonie des Je-Je-Je, und wie das alles heißt, ja, sollte man doch Schluss machen.«

Um diese »Kulturpolitik« kümmerten wir uns jedoch reichlich wenig – höchstens steigerte sie die Attraktivität der westdeutschen Medien. Mit meinem Tonband nahm ich Musik der Hitparade des bayrischen Rundfunks auf, schloss eine Lautsprecherbox an und ließ sie bei Schulpartys laufen. Wir mieteten auch selbst kleinere Säle in Mittweida und Umgebung an, um Freunde einzuladen, »unsere« Musik zu spielen, zu feiern und zu tanzen. Gerade für unsere Mitschülerinnen waren diese Abende interessant. Offiziell waren nicht mehr als 40 Prozent Westmusik erlaubt, das meiste sollte ostdeutsch-hausgemacht sein. Doch daran hielt sich keiner.

Natürlich gab es auch Aktivisten der Freien Deutschen Jugend, die sich vor den Karren der SED-Zensur spannen ließen. Sie verbreiteten Slogans wie »Die Sonne geht im Osten auf, im Westen geht sie unter. Wir bauen für den Frieden auf, drum West-Antennen runter« und demontierten daraufhin tatsächlich die Fernsehantennen, die man »Ochsenköpfe« nannte, weil der bayrische Rundfunk einen Sendemast auf dem Ochsenkopf im Fichtelgebirge aufgestellt hatte, um das ARD-Programm auch in unsere Region auszustrahlen. In ihrer Länge und Ausrichtung waren die Ochsenköpfe leicht auszumachen. Als Kind hatte ich eine solche Aktion erlebt, auch die empörte Reaktion meiner Eltern, und früh Abneigungen gegen diese Art der Bevormundung entwickelt. Solange ich im Osten lebte, legte ich stets Wert auf einen guten West-Empfang, und war damit keine Ausnahme: Die Mehrheit der Bevölkerung richtete sich – aller Agitation zum Trotz – weniger nach der vermeintlich korrekten Weltanschauung als nach dem spürbaren Qualitätsunterschied zwischen den Programmen - und war den politischen Parolen der Einheitspartei tagsüber ohnehin zur Genüge ausgesetzt, so dass man sie abends nicht noch freiwillig einschaltete.

Unsere Antennen waren nach Westen gerichtet. Im Westen schien ein Leben gelebt zu werden, das der von Parteiseite bevorzugten Anpassung und Gleichmacherei einiges an Attraktivität voraushatte. Wenn ich die frisch entwickelten Bravo-Bilder nachts zum Wässern in der Badewanne schwimmen ließ, fühlte ich mich diesem Leben näher als den Politparolen, die in regelmäßigen Abständen auf uns einprasselten.

Einmal im Monat lief der Beat-Club im Fernsehen. Diesen Samstagnachmittag hielten wir uns frei. Mit unserem bisschen EOS-Englisch

versuchten wir, die Texte zu übersetzen, und interessierten uns für alles, was wir über die Bands in Erfahrung bringen konnten.

- »Mensch, in Bremen geht so was.«
- »Oder in Hamburg, im Star-Club, wo die Beatles aufgetreten sind.«
- »Oder stellt euch vor: London! So weit weg ist das ja gar nicht. Einmal übern Ärmelkanal, schon ist man da.«
 - »Ja, das sagst du so.«
 - »Einmal gucken wir uns das an, oder?«
- »Früher waren wir ein paar Mal in Westberlin«, erzählte ich, »immer im Sommer, wenn wir an die Ostsee gefahren sind.«
 - »Und, was haste da gesehen?«

»Na, den Zoo und den Ku'damm. Filme. Wenn ich ins Kino durfte, musste ich die Preise mal vier nehmen. Und natürlich die Geschäfte. Vater kaufte Ersatzteile für seinen Opel P4, die gab es nur dort. Einmal war uns der Reifen auf der Fahrt kaputt gegangen. Der Zöllner in der S-Bahn fragte, ob wir irgendetwas zu verzollen hätten. Vater sagte nein, aber ich war noch klein und sagte: Du hast den Autoreifen unter der Bank vergessen. Da hat selbst der Zöllner gelacht.«

»Na, und heute dürfen wir noch nicht mal mehr dorthin, von Hamburg und London ganz zu schweigen.«

»Aber ich sag euch: Ich will die Welt sehen! Und damit meine ich nicht bloß Prag oder Budapest.«

Da waren wir uns einig.

Mein Zimmer zu Hause war recht groß und besaß einen Erker, von dem aus man die gesamte Lutherstraße überblicken konnte. Ein oder zwei Mal in der Woche konnte ich verfolgen, wie meine Freunde angefahren kamen und zuerst ihre Mofas, später die Motorräder abstellten. Dann kamen sie die Treppe hoch, am voll besetzen Wartezimmer vorbei, und nach einer Weile ging es wieder los, auf die Motorräder und ab, so dass viele Patienten und die halbe Nachbarschaft wussten: Jetzt ist der May wieder mit seinen Kumpels unterwegs.

Die Eltern von Clubmitglied »Pfeiffer« lebten in ländlicher Idylle und bewirteten uns stets aufs Beste. Man hatte uns aufwachsen sehen, freute sich mit über unser Miteinander, auch meine Eltern und die Eltern der anderen Dong-Club-Mitglieder, von denen wir nicht selten hörten, wie fabelhaft es doch sei, dass wir so eng zusammenhielten: »Mensch,

ist das schön, so eine Freundschaft«, sagten sie, was uns natürlich bestärkte – aber, je älter wir wurden und je gewagter unsere Aktionen, auch etwas bedenklich stimmte. Genossen wir nicht zu viel Aufmerksamkeit, fragten wir uns? Das könne doch den Stasi-Leuten nicht gefallen, unser Club. Zumal es offensichtlich war, dass wir FDJ-Veranstaltungen mieden, wo wir konnten. Nur die Familien von Reimus und Hardy hängten zum 1. Mai Fahnen aus dem Fenster. Wir selbst nahmen nur im äußersten Notfall an der Mai-Demonstration teil. Sollte das den allgegenwärtigen Spitzeln verborgen bleiben?

»Das war der Eindruck von ihnen: Sie haben sehr viel Macht, sind heimlich und unberechenbar, das Freundliche muss nicht freundlich sein, es kann ein Zuschnappen geben mit ernstesten Folgen, [...] Tief reichte diese Angst, es war eine Prägung, eine Impfung. Und das umgeben von einer Mauer, einem imilitärischen Sperrgebiet mit Minen und Hunden«⁸

So beschreibt Jürgen Fuchs das Grundgefühl von Aufwachsenden gegenüber der Stasi. Wir hatten uns so sehr daran gewöhnt, dass es kaum mehr auffiel. Und glücklicherweise war unser Übermut meist größer als die Angst.

Um die Schule kümmerten wir uns im Dong-Club nur so viel wie nötig. Wir fuhren nach Chemnitz, abends zum Tanzen in die Umgebung, oder genossen die Zeit in einer der Studenten-Kneipen der Stadt, deren Klavier zum Singen einlud. Wir tranken Bier aus Stiefeln, Hardy setzte sich ans Instrument und wir sangen das alte Studentenlied »Gaudeamus igitur« – und zu vorgerückter Stunde auch das Deutschlandlied, was streng verboten war. Am nächsten Tag hieß es: Antreten beim Direktor! Der zeigte sich bereits über alles informiert, schüttelte sorgenvoll den Kopf und ermahnte uns. Auf das lateinische Studentenlied waren wir übrigens gekommen, weil Reimus, Hardy und ich, zusammen mit einer Freundin, auf unseren Motorrädern zu einer Oberschule ins zehn Kilometer entfernte Frankenberg fuhren, einen Nachmittag pro Woche, um Latein zu lernen. Die alten Sprachen fehlten im Fächerkanon unserer EOS, und wir wollten uns auf zukünftige Studien vorbereiten.

Eine Weile später, unbeaufsichtigt im Musikraum, sangen wir statt des Deutschlandliedes »Wir wollen unseren alten Kaiser Wilhelm wiederhaben« zur Melodie des »Fehrbelliner Reitermarschs«, und die ganze Klasse stimmte ein. Schon wieder vergaßen wir, das Fenster zu schließen ...

Wir wollten provozieren und protestieren gegen eine staatliche Erziehung, deren oft leicht durchschaubare sozialistische Propaganda sie in unseren Augen komplett disqualifizierte. Solche »Delikte« hatten andernorts in unserem Staat schon zu Schulverweisen geführt (später sollte das Deutschlandlied Hardy den Studienplatz kosten) – doch unsere Lehrer ließen uns gewähren. Auch bei der Aufmachung, in der wir in die Schule kamen, drückten sie ein Auge zu. Die langen Haare und bunten Flower-Power-Hemden, die wir uns von unseren Omas nähen ließen, verbuchten sie wohlwollend als jugendliche Flausen. Nur Jeans, die »Nietenhosen« genannt wurden, waren in der Schule verboten.

Wir waren übrigens fest davon überzeugt, dass diese Mode, die wir aus dem Fernsehen und den wenigen geschmuggelten Zeitschriften kannten, im Westen allgemein verbreitet sei. Erst als ich mich viele Jahre später, jetzt in Nordrhein-Westfalen, mit Gleichaltrigen unterhielt, die im Westen aufgewachsen waren, erfuhr ich, dass dort keineswegs alle in »Flower Power« zur Schule durften, sei es, dass das Lehrerkollegium oder das jeweilige Elternhaus der Mode Grenzen setzte. Die Kleidung und die Musik, die wir mit unseren »Ochsenköpfen« empfangen hatten, waren auch in der Bundesrepublik nicht unumstritten gewesen.

Im Rückblick erscheint mir das Verhalten unserer Lehrer recht tolerant, obwohl wir doch eher locker mit den schulischen Anforderungen umgingen. Wir hatten schlichtweg das Gefühl, mehr mit dem Leben anfangen zu können als die meisten unserer Mitschüler. Vielleicht war es gerade diese Schlitzohrigkeit oder der Unterhaltungswert unserer Umtriebe, die uns die nötigen Sympathien in der Lehrerschaft erhielten und uns die eine oder andere gefährliche Klippe umschiffen ließen. Glücklicherweise ahnte niemand im kleinen Lehrerkollegium, dass wir gelegentlich auch übers Ziel hinausschossen. Reimus, der Rinderzüchter lernte, befand sich im Clinch mit seinem Ausbilder, den sie »Pflaume« nannten. Also schlichen wir uns heimlich auf seinen Bauernhof und stahlen ein Huhn oder eine Ente aus seinem Stall, um sie überm offenen Feuer zu braten. Auch eine Schmelzhütte in der Nähe war nicht sicher vor uns. Weil wir die staatliche Buntmetallsammelei für Unsinn hielten, bei der zum Teil recht schöne und wertvolle Zinnbecher,

Messingmörser, Leuchter oder alte Kupferpfannen der sozialistischen Wirtschaftspolitik zum Opfer fielen, stiegen wir in die Schmelzhütte ein und »retteten« einige Antiquitäten. Mit solchen Aktionen hätten wir uns natürlich auch im Westen strafbar gemacht – wir sahen sie als mehr oder weniger legitimen Protest und erprobten unseren Mut – trotz der unterschwelligen Befürchtung, als stadtbekannter Freundeskreis unter Stasi-Beobachtung zu stehen. (Dass sich dieser Verdacht nicht allein auf jugendliche Selbstüberschätzung stützte, sondern durchaus seine Berechtigung hatte, sollten wir einige Jahre später eindrücklich erleben.)

Zunächst schadete jedoch keine dieser renitenten Aktionen unserem Fortkommen. 1968 legten wir das Abitur ab. Zusammen mit dem Reifezeugnis erhielten wir auch unsere Facharbeiterbriefe, und wer in die Oberschule nach Frankenberg gefahren war, auch das kleine Latinum. Allesamt wurden wir zum Studium zugelassen.

Meinen Traum, Kameramann zu werden, beerdigte ich still und leise am Ende meiner Oberstufenzeit. Es hieß, man müsse sich linientreu verhalten, um einen der wenigen Studienplätze zu ergattern. Na und dann, sagte ich mir, würde ich wohl langweilige Dokumentarfilme über die angebliche Übererfüllung des Fünfjahresplans im Baukombinat Süd drehen müssen. Also entschied ich mich schließlich doch für die Zahnmedizin.

Ebenso übrigens wie Ami, dessen Notendurchschnitt für eine reguläre Zulassung zwar nicht ausreichte. Darum fuhr er auf eigene Initiative nach Greifswald zu Professor Albrecht Schönberger, dem dortigen Lehrstuhlinhaber für Zahnmedizin, Mund- und Kieferheilkunde, Direktor der Zahnklinik und bekannt dafür, dass er sich das Recht vorbehielt, einen Teil der Bewerber selbst auszusuchen. Ami absolvierte eine Eignungsprüfung und wurde angenommen – auch so etwas gab es im Osten.

Wie im Straflager

Zuerst mussten wir aber noch die Armeezeit überstehen. Ami und ich sprachen uns ab, um gemeinsam eingezogen zu werden, und gaben bei der Musterung identische Auskünfte. Mein Bruder hatte uns entsprechend instruiert. Zum Beispiel sollten wir beide Rückenbeschwerden

zu Protokoll geben, damit wir keiner Panzereinheit zugewiesen würden. Der Plan ging auf. Unsere Einberufungsbescheide lauteten tatsächlich auf denselben Ort, dieselbe Einheit und dieselbe Waffengattung. Man hatte uns, so viel erfuhren wir, der Artillerie zugeteilt.

Die Zeit der langen Haare war jetzt vorbei. Wir ließen unsere Köpfe militärisch kahl scheren, dann fuhren wir nach Berlin und am darauffolgenden Morgen weiter nach Pasewalk, wo wir mit Armeelastwagen am Bahnhof abgeholt wurden. »Das darf nicht wahr sein«, dachten wir, als die Fahrt nicht enden wollte und wir immer tiefer in die vorpommerschen Wälder transportiert wurden. Ungläubig fragen wir uns, was uns in dieser mecklenburgischen Abgeschiedenheit wohl blühte. »Wir müssen zusammenbleiben, damit wir aufs gleiche Zimmer kommen.« Auch das gelang uns - nur dass das »Zimmer« ein 120-Mann-Schlafsaal war, in dem wir für die nächsten Wochen einkaserniert wurden. Aus unseren behüteten Elternhäusern geholt, 18-jährige frischgebackene Abiturienten, trauten wir kaum unseren Sinnen. Was auf dem Truppenübungsplatz Stallberg auf uns zukam, war purer Drill. Selbst wenn wir vor dieser Behandlung etwas vom »fürsorglichen« sozialistischen Staat gehalten hätten, spätestens auf diesem Kasernenhof wären wir vom Glauben abgefallen.

Nach vier Wochen Wut und Verzweiflung fragte einer unserer Vorgesetzten, wer Kraftfahrer werden möchte. Ich ließ mich sofort in die Liste eintragen, froh über jede Abwechslung, und gab die Informationen, die ich bekam, auch an Ami weiter, der nichts von dem Aufruf mitbekommen hatte. Gemeinsam meldeten wir uns anderntags auf dem Exerzierplatz – dass Ami nicht auf der Liste vom Vortag stand, wurde trotz aller Disziplin schlicht übersehen. Nun waren wir immerhin für einige Wochen sinnvoll beschäftigt und weg von den Schlammlöchern der Grundausbildung.

Die Kaserne, in der wir geschleift wurden, gehörte zur 5. Raketenbrigade der NVA, deren militärische Mission und Ausrüstung heute auf Wikipedia nachzulesen sind.⁹ Die Einheit bediente mobile, auf Panzerfahrzeuge montierte Abschussrampen für Boden-Boden-Raketen – als Teil der nuklearen Abschreckung des Warschauer Paktes. Denn die bei der NATO »Scud« genannten Raketen konnten Atomsprengköpfe tragen, deren Montage wir regelmäßig übten. Ami wurde »Kabel-Affe« und

Wie im Straflager 31